

Predigt zu 2. Korinther 5, 14b-21

Jens Martin Sautter (10.4.2020)

Für uns gestorben

Es gibt Priester in Italien, die in den Intensiv-Stationen von einem Bett zum anderen gehen, in denen Corona-Patienten liegen. Und das, obwohl sie selbst bereits über 80 Jahre alt sind und damit zur Risiko-Gruppe gehören. Sie wollen den Menschen nahe sein. Sie wollen sie trösten und begleiten, wo die Familie keinen Zugang mehr hat. Von einem Priester habe ich gelesen, wie er das Handy an das Ohr der Sterbenden gehalten hat, damit sich die Angehörigen verabschieden konnten. Vielleicht wird durch ihre Gegenwart der Tod etwas erträglicher. Vielleicht macht ihre Anwesenheit die Hölle ein wenig heller.

Einige dieser Priester haben diesen Dienst mit dem Leben bezahlt. Sie sind gestorben, um anderen nahe sein zu können. Sie sind: Für andere gestorben. Es ist nicht so, dass sie die Stelle der Kranken übernommen haben – auch manche von ihnen sterben später. Aber ihre Hingabe verändert das Leben und den Tod der anderen und kostet sie selbst das Leben. Für uns gestorben. In Bezug auf Jesus kommen einem diese Worte schnell über die Lippen. Man hat sich daran gewöhnt, so etwas zu sagen. Man kennt es aus Liedern, aus der Liturgie, aus Büchern. Und was damit gemeint ist, kann man nur umschreiben. Aber es heißt eben auch: Weil Christus stirbt, bin ich im Tod nicht allein. Weil Gott ans Kreuz geht, bin ich im Leid nie gottverlassen. Für andere leiden. Zurzeit wird viel darüber diskutiert, wer bereit ist, für andere wieviel zu leiden. Und wieviel Leiden für andere man von den Leuten erwarten kann. Es wird gefragt: Ist es berechtigt, dass eine große Gruppe an Menschen leiden muss, Einschränkungen auf sich nehmen muss, Nachteile erdulden muss, damit eine andere Gruppe von Menschen geschützt wird: die Alten und die Kranken. Wie lange kann man erwarten, dass die Leute aus Rücksicht auf die Alten und Kranken ihr ganzes Leben umstellen, das Haus nicht mehr verlassen, keine Clubs am Abend besuchen oder auf Vorsorge-Untersuchungen verzichten, damit die Menschen im Krankenhaus versorgt werden können, die ernsthaft an Covid 19 erkranken. Ich finde es großartig, dass wir für andere bereits auf so viel verzichten, dass wir unser Leben umstellen. Auch wenn man langsam anfängt darüber nachzudenken, wie groß der Preis dafür eigentlich ist und sich fragt, wie lange wir uns das noch leisten können. Aber letztlich tun wir es nicht nur für andere. Denn wer weiß, vielleicht bin auch ich selbst einer derjenigen, die ein Beatmungsgerät brauchen werden. Es trifft ja durchaus auch die Jüngeren. Und ich will dann nicht im Krankenhaus hören: Wir haben leider keines mehr...

Was sind wir bereit, für andere zu erdulden, zu erleiden? Erinnern sie sich noch daran, wie unser Gesundheitsminister vor einigen Wochen einen Export-Stopp für Atemschutzmasken verhängt hat? Deutschland zuerst. Und ich erinnere mich, wie ich damals unwillkürlich dachte: Ist doch auch gut so. Was, wenn wir jetzt die Masken nach Italien oder nach Spanien schicken und nachher haben wir selbst nicht genug? Das wäre das politische Aus für jeden potentiellen Kanzlerkandidaten. Das würde den Populisten in die Hände spielen. Es kann doch nicht sein, dass wir um der anderen willen kürzertreten, verzichten, im schlimmsten Fall sogar leiden oder sterben. Unser Impuls ist es unwillkürlich, an uns selbst zu denken, für die eigene Sicherheit zu sorgen, die eigenen Interessen zu vertreten und das eigene Leben zu sichern. Die Frage ist natürlich, was für ein Europa am Ende dabei herauskommt oder was für eine Gesellschaft am Ende dabei übrigbleibt, wenn wir diesem Impuls ungebremst nachgeben. Wenn wir für andere etwas tun, ist von Anfang an die Frage dabei, wie weit wir wohl gehen wollen. Was würden wir auf uns nehmen, um andere zu schützen? Wo ist die Grenze, was ist zu viel, wo ziehen wir einen Strich? Diese Frage ist doch ganz normal. Aber das ist eine Frage, die sich **Jesus** nicht stellt. Dabei hätte es mehr als eine Gelegenheit gegeben, abzubiegen, einen anderen Weg zu wählen, den Notausgang zu nehmen und zu sagen: So, das reicht jetzt. Pilatus hat ihm eine Chance gegeben, er hat ihm eine goldene Brücke gebaut. Oder auch Petrus oder als Jesus an der Kreuzung stand und dann den Weg nach Jerusalem gewählt hat. Es gab genug Möglichkeiten, abzubiegen. Aber Jesus geht den Weg bis zum Ende, den er von Anfang an gegangen ist. Die Jünger haben schon früh gemerkt, wie Jesus tickt. Jesus sagt solche Sätze wie: „Wer der Größte sein will, sei aller Menschen Diener.“ Oder: „Wer sein Leben gewinnen will, der wird es verlieren.“ Oder: „Es gibt keine größere Liebe als die, dass jemand sein Leben gibt für seine Freunde.“ Man hätte über solche Sätze gelacht, wenn man nicht gesehen hätte, wie er sie mit seinem Leben einlöst. Den Jüngern war nicht wohl dabei. Sie haben ihn in Frage gestellt, manch einer hat versucht, ihn eines Besseren zu belehren, aber letztlich war es irgendwie klar, dass es so kommen musste. Der Karfreitag ist nur das logische Ende eines Weges, der ein Dienst für andere ist. Nicht erst im Tod. Jesus stirbt nicht nur für uns, Jesus lebt auch für uns. Aber der Tod ist der Höhepunkt. Denn an diesem Punkt wird deutlich, dass die Liebe nicht irgendwann zurückzieht, nicht davor zurück schreckt auch den letzten Schritt zu gehen. Dass die Liebe nicht in Zorn umschlägt, wenn sie getreten, bespuckt, gefoltert wird, sondern für die betet, die zuschlagen. Im Tod ist es tatsächlich vollbracht. Der Weg ist bis zum bitteren Ende gegangen. Der Tod bringt die Liebe nicht zum

Schweigen, sondern die Liebe hält durch bis in den Tod. **Vollbracht.** Wenn wir Geschichten davon hören, wie jemand sich für andere opfert oder selbstlos für andere eintritt, dann berührt uns das zutiefst. Wir spüren, dass darin etwas Kostbares liegt. Etwas, was diese Welt braucht. Wir spüren, dass darin ein Geheimnis liegt, das diese Welt inmitten von allem Chaos, von allem Leid zu einem besonderen Ort macht. Jesus zeigt es. Aber noch mehr, wir glauben, dass sich darin Gott selbst zeigt.

Gott war in Christus

Was wir in Jesus sehen ist nicht nur die Geschichte eines äußerst sympathischen Wanderpredigers aus dem 1. Jahrhundert. Sondern als Christen glauben wir, dass wir in Jesus Gott selbst sehen: Sich in Liebe für Menschen zu verzehren, sich ihnen bedingungslos zuzuwenden. Gott selbst ist so. Gott war in Christus. Das heißt aber nichts anderes als, dass die treibende Kraft in der Geschichte, der tiefste Grund und die Ursache von allem eine solche Liebe ist. Von Anbeginn der Welt ist diese Welt durchdrungen und geprägt von einer solchen Liebe, die sich an uns verschenkt und an uns festhält, egal, was kommt. Das ist das Angebot des christlichen Glaubens: Diese Welt als einen Ort zu verstehen, der ins Leben gerufen wurde von einer Macht, die auf das **Leiden** nicht antwortet, in dem sie das Leiden kurzerhand beendet, sondern es mit uns teilt und dadurch wandelt und uns darin für die Liebe gewinnt. Einer Macht, die auf das **Böse** nicht antwortet, indem sie bestraft und es dadurch beendet, sondern uns befähigt, dass Böse mit Gutem zu überwinden. Einer Macht, die auf **Ablehnung** nicht mit Zorn reagiert, sondern segnet, die sie verfluchen. Einer Macht, die sich nicht in erster Linie mit **Forderungen** an diese Welt wendet, sondern mit dem Zuspruch: Du bist geliebt. Ehrlich gesagt, kann ich verstehen, wenn jemand damit Schwierigkeiten hat, das klingt gar nicht nach Gott. Aber ich muss auch sagen: Ich bin zutiefst berührt und bewegt davon, dass wir alle von einer solchen Liebe umfassen sind. Und dass Gott uns das Geschenk macht und diese Liebe Fleisch werden lässt.

Gott hat die Welt mit sich selbst versöhnt

Versöhnung bedeutet, dass eine Beziehung wieder hergestellt wird. Die Beziehung zwischen Gott und Mensch, sie ist zerrüttet, gestört – davon ist der Glaube überzeugt. Nicht, weil wir so ungläubig sind oder nur schlechte Dinge tun, sondern weil der Glaube darum weiß, wie es sein könnte, wie es aussehen könnte, wenn die Liebe ganz und gar unser Zusammenleben, unsere Wirtschaft, unsere Politik, unsere Beziehungen prägen würde. Versöhnung – dazu braucht es normalerweise zwei. Die beiden, die sich zerstritten haben, vertragen sich wieder miteinander. Hier ist es anders. Da ist nur einer aktiv:

Gott selbst. Die Versöhnung geht einseitig von dem aus, der das Opfer ist. Von dem, dessen Geschöpfe ihm den Kampf angesagt haben. Gott versöhnte die Welt mit sich selbst. Der zum Opfer des Bösen geworden ist, trägt selbst die Folgen des Bösen am eigenen Leib, schlägt nicht zurück, sondern trägt sie am eigenen Leib und schafft dadurch aus der Welt, was dazwischen lag. Lamm Gottes. Auch das heißt: Für uns gestorben. Dass es keine Lappalie ist, das es etwas kostet, das zeigt das Kreuz. Er trägt unsere Schläge und trägt sie hinaus. Dadurch steht all das nicht mehr zwischen uns. Daran entscheidet sich alles: Gott wird nicht versöhnt durch Jesus Christus, sondern Gott versöhnt durch Jesus Christus die Welt mit sich selbst. **Gott braucht kein Opfer, um gnädig zu sein. Wir brauchen das Opfer, um zu erkennen wie Gott liebt.** Am Kreuz realisieren wir endlich: Der meint es ja wirklich so. Der schlägt ja nicht zurück. Der meint es ernst mit der Liebe. Die Welt wirkt ganz schön unbeteiligt. Und doch ist sie versöhnt. Es herrscht Frieden mit Gott. Wir leben in einer Welt, die mit Gott versöhnt ist. Aber sieht es so aus? Vor allem im Moment? Paulus macht klar, was es von unserer Seite noch braucht und sagt: Lasst euch versöhnen mit Gott! Glaubt es doch, lasst euch darauf ein. Denn dann erreicht das, was Gott getan hat, sein Ziel. Dann seid ihr in Christus. Dann wird es wirksam in eurem Leben und in dieser Welt. Dann beginnt etwas ganz Neues, sagt Paulus. Denn dann leben wir nicht mehr für uns selbst, sondern für ihn, für Christus, für Gott, der die Liebe ist. Wenn wir das täten, dann sähe die Welt schon anders aus. Denn wer in Christus ist, der fragt nicht ständig danach, was wir gerade noch für den anderen tun sollen, sondern der geht auch eine Extra-Meile, der fragt nicht, wo die Grenze ist, weil er weiß, er lebt davon, dass da ein anderer für uns sich gegeben hat. Füreinander da sein – das heißt für die meisten von uns nicht: für andere sterben, vielleicht heißt es nur: auf etwas verzichten. Kürzer treten, teilen. Ich empfinde zurzeit auch viel Ängstlichkeit. Man will nicht zu sehr für andere da sein, nicht zu weit gehen. Dann muss es eben reichen, dass man nur 50 Flüchtlingskinder aus einem Lager in Griechenland aufnimmt – 50. Gott jedenfalls kennt keine Zurückhaltung, wenn es darum geht, seine Liebe zu zeigen. In Christus sein heißt, dass das in unserem Leben eine Resonanz findet, dass wir das widerspiegeln, im eigenen Leben durchbuchstabieren, auch wenn es uns etwas kostet. Ein solches Leben führt zur Auferstehung. Ein solches Leben hat Kraft für eine neue Schöpfung. Das würden wir jetzt auch noch gerne hören, aber heute müssen wir erst einmal das andere aushalten. AMEN